# Einleitung

In der gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Literatur findet sich eine gehäufte Beschäftigung mit unterschiedlichen Themen aus dem Bereich der Familie. Beachtet man sozialhistorische und geistesgeschichtliche Aspekte des genannten Zeitraumes, so werden einige Faktoren sichtbar, die zur Erklärung dieser Häufung beitragen können.

Die sich auf Darwin, Haeckel, Taine und andere stützende naturalistische Auffassung, der Mensch sei determiniert, sei Produkt seiner jeweiligen biologischen Herkunft und sozialen Prägung, kann die Wahl der Familie als Thema, aber auch als Schauplatz der Handlung nahe legen. Anhand der Familie konnten Vererbungs- und Umwelteinflüsse dargestellt werden, zugleich bot sie sowohl die Möglichkeit des stofflichen Gegenwartsbezuges als auch die Gewährleistung eigener Empirie.

Die expressionistische Literatur weist dagegen keine solche, dem Naturalismus vergleichbare Konzentration auf Themen aus dem Bereich der Familie auf. Die Familie erlangt nur teilweise Bedeutung, sei es dergestalt, dass lediglich ein Teil von ihr in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt wird (wie beispielsweise Vater und Sohn in Hasenclevers „Der Sohn“), oder dass nur ein Akt oder eine Szene in der Familie spielt. Möglichkeiten der Thematisierung von Familie finden sich auch im Expressionismus. So erscheint der Gegensatz zwischen Aufbruchs- und Erneuerungsideen und der Vision vom neuen Menschen einerseits und dem quasi alten Menschen andererseits als durchaus im Rahmen von Familie darstellbar.

In stofflicher Hinsicht birgt die Familie auf den ersten Blick nur eine begrenzte Anzahl tatsächlich familienspezifischer Konfliktmöglichkeiten. Die Konflikte ergeben sich aus dem Wesen der Familie als Ehe- und Erziehungsgemein­schaft bzw. den verschiedenen, durch Geschlecht und Alter festgelegten Basisrollen. So nennt Dünhofen Ehekonflikte und ihre Auswirkungen auf die Kinder, Erziehungsprobleme sowie die Stellung der Kinder zu den Eltern als typische Familienprobleme. Hinzuzufügen sind Konflikte zwischen Geschwistern, zwischen Familie und Umwelt sowie zwischen einem einzelnen Familienmitglied und der Familie als gesellschaftlicher Gruppe. Einer Analyse des Bildes der Familie bieten sich jedoch nicht nur die genannten Konflikte als Untersuchungsgegenstand an, sondern auch die allgemeinere Frage nach Rolle und Bedeutung, die der Familie jeweils zugemessen werden.

Auf diese und weitere Aspekte soll anhand dreier Dramen eingegangen werden: Gerhart Hauptmanns „Friedensfest“, Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen“ und Georg Kaisers „Von morgens bis mitternachts“. Alle drei Stücke entstanden innerhalb des Zeitraumes um die Jahrhundertwende, einer „literarischen Epoche“ also, die Rasch zufolge „zwar sehr verschiedenartige, ja gegensätzliche Formen herausbildet, sich aber dennoch als eine Einheit, als einheitlicher Entfaltungszusammenhang verstehen läßt“. Es ist jedoch zu beachten, dass die Auswahl der Dramen in der vorliegenden Arbeit keinesfalls mit dem Anspruch der Repräsentativität verbunden ist, sondern sich lediglich als Beitrag zu einem denkbaren Thema „Das Bild der Familie in der Dramatik der Jahrhundertwende“ versteht.

Im Vordergrund soll zunächst die Untersuchung des Bildes der Familie in den einzelnen Dramen stehen, und zwar in einer Reihenfolge, die der Chronologie der Entstehung der Stücke entspricht. Während das „Friedensfest“ fast ausschließlich aus Dialogen zwischen Familienmitgliedern besteht, zeigen nur fünf Szenen bei Wedekind und eine Station bei Kaiser solche Gespräche. Damit steht der unterschiedliche Umfang der Kapitel zum „Friedensfest“, zu „Frühlings Erwachen“ und zu „Von morgens bis mitternachts“ in der vorliegenden Arbeit in Zusammenhang. Nach der vorwiegend dialoganalytisch orientierten Untersuchung der einzelnen Dramen folgt in einem abschließenden Kapitel eine nähere Betrachtung der bis dahin erlangten Ergebnisse, um Schwerpunkte, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Darstellung von Familie in den drei Dramen ersichtlich werden zu lassen.

Hinsichtlich der existierenden Forschungsliteratur ist zu bemerken, dass in den Arbeiten, die sich mit dem „Friedensfest“ befassen, sehr verschiedenartige Auffassungen anzutreffen sind. Es werden nicht nur unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt, sondern die Autoren kommen teilweise sogar zu gegensätzlichen Ergebnissen: Manche Verfasser sehen im „Friedensfest“ nahezu ein naturalistisches Musterbeispiel, andere sind der Auffassung, der Mensch sei „nicht die Summe von Erbgut und Milieueinflüssen und „Das Friedensfest“ [...] keine naturalistische Tragödie“. Shaw wertet - unter Bezug auf Max Nordau - die „Ehelüge“ der Scholzens und die daraus entstehenden Konsequenzen als das zentrale Element des Dramas, wohingegen Mahal der Ansicht ist, dass das „Motiv der „unpassenden Ehepartner“ [...] im „Friedensfest“ lediglich als Begründungszusammenhang [...] von Belang“ sei.

Wieder andere stellen die „schuldlose Schuld“ oder das der „Eigenmacht eines Lebensgeschehens“ Ausgeliefertsein des Menschen in den Mittelpunkt, während eine neuere Arbeit vielfältige sexuelle Verstrickungen im „Friedensfest“ entdeckt.

Etliche der hier lediglich punktuell wiedergegebenen Auffassungen beruhen auf vereinzelten Textpassagen des „Friedensfestes“, während jeweils nicht berücksichtigte Textabschnitte die jeweilige Ansicht widerlegen könnten. Doch soll in der vorliegenden Arbeit eine ausführliche Diskussion der Forschungsliteratur zu der „Familienkatastrophe“ zugunsten einer unmittelbareren Orientierung am Primärtext in den Hintergrund rücken, zumal es angesichts der Fülle der zu Hauptmann existierenden Arbeiten fraglich erscheint, ob eine solche Auseinandersetzung im hiesigen Rahmen zu sinnvollen und verwertbaren Ergebnissen führen kann.

# Das Bild der Familie in Gerhart Hauptmanns „Friedensfest“

## Die Beziehung der Eheleute Scholz

Nicht nur aus soziologischer Perspektive gilt die Ehe als Grundlage der Familie, sondern auch im „Friedensfest“ wird die problematische Ehe von Fritz und Minna Scholz (besonders durch die Söhne Wilhelm und Robert, aber auch durch Frau Scholz selbst) in einer Weise thematisiert, die zu dem in der Forschungsliteratur nicht selten anzutreffenden Urteil geführt hat, die Scholzsche Ehe sei als ursächlich verantwortlich für die familiären Konflikte anzusehen. Daher soll hier zunächst auf die eheliche Beziehung der Scholzens eingegangen werden, aber auch auf den Hausknecht Friebe, der, wie noch zu zeigen sein wird, diesbezüglich von einiger Bedeutung ist.

Vernachlässigt man die Nennung des Dr. Scholz im Verzeichnis der „Dramatis Personae“, so wird als erstes durch die Bemerkung der Frau Scholz

„Wenn nich mei Mann... na sehen Se, so war mei Mann. Diese alte Schnupptabaknase [= Friebe], die war nu für ihn, die mußt“ er den ganzen Tag um sich haben, sonst war ihm nich wohl. Ein zu merkwürdiger Mann“,

die Information vermittelt, dass sie verheiratet ist. Daran fällt zunächst die Wahl des Tempus auf: Das Präteritum lässt hier vermuten, dass Dr. Scholz gestorben sei. Berücksichtigt man die Tatsache, dass ihr Mann nicht tot, sondern vor sechs Jahren ausgezogen ist, so wird immerhin der Eindruck erweckt, er sei für Minna Scholz „gestorben“.

Daran muss sich die Frage anknüpfen, inwieweit hier überhaupt noch von der Existenz einer Ehe gesprochen werden kann. Frau Scholz“ Urteil, Friebe sei „„n ganz verdrehter Zwickel“, der „nu für ihn [= Dr. Scholz]“ gewesen sei, verdeutlicht zugleich die Haltung, mit der sie ihrem Mann gegenübersteht, zeigt doch die Tatsache, dass sie Friebes Position für der Beachtung wert hält, dass sie selbst diese nicht mit dem Hausknecht teilt, sie also nicht „für“ Dr. Scholz war, sondern gegen ihn. Gestützt würde eine solche Annahme durch die mutmaßliche Betonung des „für“ in dem zitierten Teilsatz. Ihre Bemerkung „Ein z u merkwürdiger Mann!“ ergänzt diesen Sachverhalt, indem auf Frau Scholz“ Unverständnis angesichts des guten Verhältnisses zwischen ihrem Mann und Friebe verwiesen wird.

Ihre distanzierte Haltung zu der Beziehung zwischen dem Hausknecht und Dr. Scholz kommt auch in dem abgebrochenen, nicht beendeten Satz „Wenn nich mei Mann...“ zum Ausdruck. Aus dem Kontext lässt sich schließen, dass Frau Scholz eigentlich zu sagen beabsichtigt, dass sie Friebe wohl gern entlassen hätte, was aber nicht dem Willen ihres Mannes entsprach. Zum einen verweist das auf gegensätzliche Meinungen der Ehepartner, zum anderen stellt sich aber auch die Frage, wieso Minna Scholz den Hausknecht denn dann nicht während der Abwesenheit ihres Mannes entlassen hat, und weshalb sie gerade diesen Teil dessen, was sie denkt, nicht ausspricht. Eine mögliche Antwort deutet sich bei näherer Betrachtung der Gestalt Friebes an: Sein Rock „ist für einen doppelt so großen Mann berechnet“, was darauf hinweist, dass er abgelegte Kleidung des Dr. Scholz trägt. Zugleich begegnet er Frau Scholz und Frau Buchner „mit wegwerfender Überlegenheit“ und folgt Frau Scholz“ Aufforderung, zu ihrer Tochter zu gehen „mit einer wegwerfenden Handbewegung“ und der Bemerkung „Na...i! ...meinswejen doch“. Dieses in Anbetracht der Stellung Friebes als Hausknecht anmaßend und wenig höflich anmutende Verhalten legt in Zusammenhang mit seiner Kleidung die Auffassung nahe, dass Friebe die üblicherweise zu der Zeit geltende hierarchische Ordnung, die eine Unterordnung des Knechtes unter die Hausherrin beinhaltet, so nicht akzeptiert, sondern sich in gewisser Weise als einen Teil von Dr. Scholz oder gar als eine Art Stellvertreter des Arztes empfindet und an dessen patriarchalischer Autorität teilhaben will. Dass er diese Haltung nicht ohne Bezug auf das Verhältnis zwischen den Ehepartnern einnimmt, wird an späterer Stelle deutlich, wenn Frau Scholz sagt:

„Mei Mann - der aß nich mal mittags mit uns zusammen. Er wohnte oben, wir unten, der reine Einsiedler. Wollte man was von ihm, dann mußte man sich weeß Gott hinter Frieben stecken.“

Hier zeigt sich die Distanz zwischen Minna und Fritz Scholz, und zwar zum einen in räumlicher Hinsicht, was angesichts der zumindest bei vielen Bildungsbürgern der Zeit üblichen Abschirmung des Arbeitszimmers des Mannes innerhalb des Hauses „gegen die Familie, und das heißt, gegen Störungen“ zunächst nicht ungewöhnlich erscheint. Doch in Verbindung mit dem Satz „Wollte man was von ihm, dann mußte man sich weeß Gott hinter Frieben stecken“ erlangt dieser Aspekt eine weiter gehende Bedeutung, insofern, als deutlich wird, dass der räumliche Abstand auch Ausdruck und Folge einer inneren Distanzierung des Arztes von seiner Frau darstellt. Lediglich mithilfe Friebes kann Minna Scholz ihren Mann erreichen bzw. etwas bei ihrem Mann erreichen. Es existiert also (und das nicht nur in räumlicher Hinsicht) keine unmittelbare, sondern lediglich eine mittelbare, indirekte Verbindung zwischen den Ehegatten, wobei Friebe als von Dr. Scholz eingesetzter Mittler fungiert.

Die Aufteilung der Räumlichkeiten versinnbildlicht jedoch nicht nur die Distanz zwischen Fritz und Minna Scholz, sondern auch die Machtverhältnisse: Dr. Scholz steht „oben“ und stellt die Spitze der Hierarchie dar, seine Frau und die Familie wohnen hingegen „unten“, dazwischen bewegt sich Friebe. Das zeigt sich auch, als der Hausknecht für den Arzt Wein und Zigaretten holen soll: „Nun man fix die Zigarren!“, fordert er Frau Scholz auf, die Verteilung der Befehlsgewalt tritt klar zutage. Minna Scholz verwaltet zwar die Schlüssel, von denen einer notwendig ist, um die Zigarren zu holen, aber das ist nur formell ein Zeichen von Macht, denn tatsächlich gehorcht sie Friebes Aufforderung ohne jedes Zeichen eines Machtanspruches, sucht sogar „fahrig nach dem rechten Schlüssel“, wie es in der Szenenanweisung heißt, und fühlt sich „ganz verwirrt“. Hinter der ängstlichen Nervosität in der Reaktion der Frau Scholz ist die hier durch den Hausknecht repräsentierte Autorität und Macht des Hausherrn spürbar.

Friebe kommen also im Zusammenleben der Ehegatten Scholz gewisse Funktionen und eine bestimmte Position zu. Er nimmt eine Zwischenstellung zwischen den Ehepartnern ein; räumlich, menschlich und bezüglich der Hierarchie stehen Knecht und Arzt sich näher als Ehemann und Ehefrau.

Damit hat der Knecht eine Position inne, die eigentlich der Hausherrin und Ehegattin zukäme, sodass man sogar der Auffassung sein könnte, dass Friebe Minna Scholz zumindest in einigen Funktionen oder Rollensegmenten ersetzt und zugleich die notwendigen Bedingungen für die Rollenübernahme erfüllt. Letzteres zeigt sich beispielsweise darin, dass es erst durch Friebe dem Arzt möglich ist, den sich sonst zwangsläufig ergebenden Kontakt zu seiner Frau zu vermeiden. Friebe weist Auguste im Auftrag ihres Vaters aus dessen Zimmer, und als Wilhelm die Auseinandersetzungen seiner Eltern über Erziehungsfragen schildert, heißt es: „Mutter zog mich am linken, Vater am anderen Arm... Es kam so weit: Friebe mußte uns hinauftragen.“ , was zeigt, dass der Knecht ferner ein Mittel ist, mit dem Dr. Scholz seine Interessen gegen seine Frau durchsetzen kann und auch durchsetzt.

Aufschlussreich ist weiterhin die Szene, in der Dr. Scholz nach sechsjähriger Abwesenheit wieder nach Hause kommt und in der das bezeichnenderweise einzige längere Gespräch der Ehegatten untereinander stattfindet:

„Dr. Scholz. Servus! Servus!

Frau Scholz, den Doktor wie eine überirdische Erscheinung anstarrend. Fritz!-

Dr. Scholz. Ja, wie du sehen kannst.

Frau Scholz, mit einem Schrei ihren Mann umhalsend. Fritz!! - [...]

Dr. Scholz. Ich bin’s, wie du siehst. Vor allem, du: ist Friebe da?[...]“

Hier fällt zunächst die Unterschiedlichkeit der Reaktionen der Ehepartner auf das Wiedersehen auf. Seitens der Frau Scholz zeigt die Szenenanweisung „den Doktor **wie eine überirdische Erscheinung** [Hervorhebung von mir] anstarrend“ auch an dieser Stelle, dass Dr. Scholz für sie vorher offensichtlich nicht mehr existiert hat und ihr nun als geradezu wiederauferstanden erscheint. Ihre nächste Reaktion, die zweimalige Ausrufung des Namens ihres Mannes, verdeutlicht die nahezu sprachlose Überraschung der sonst nicht gerade wortkargen Minna Scholz, während die darauf folgende spontane Umarmung als Zeichen der Freude über das Wiedersehen des Arztes gewertet werden kann. Im Gegensatz dazu wecken die Äußerungen des Dr. Scholz eher den Eindruck distanzierter Gleichgültigkeit: Während seine Frau ihn wie eine „überirdische Erscheinung“, also wie etwas Unwirkliches, anstarrt, bezieht er sich mit seinen Antworten illusionslos und sachlich-nüchtern auf die konkrete Wahrnehmung der Realität.

Die geringe Variation in den jeweiligen Äußerungen der Ehegatten in dem zitierten Dialogabschnitt betont dabei die Unterschiedlichkeit der Reaktionen: Dass beide jeweils ihre erste Replik nahezu wörtlich wiederholen, scheint zunächst auf eine ähnliche Gefühlslage der Scholzens hinzuweisen, erweist sich dann jedoch umso stärker als gänzlich verschieden motiviert. Während Frau Scholz beinahe fassungslos vor Freude ist, reagiert Dr. Scholz mit einer desinteressierten Bestätigung seiner Anwesenheit, der er weiter nichts hinzuzufügen hat. Ohne auf die Gefühle seiner Frau näher einzugehen, fragt er anschließend gleich nach Friebe, der ihm, wie auch die Hervorhebung durch das „Vor allem“ zeigt, offensichtlich wichtiger ist. Auch die einzige weitere Frage, die Fritz Scholz in diesem Gespräch an seine Frau richtet, bezieht sich auf den Knecht. Hier entsteht erneut der Eindruck, dass Minna Scholz für ihren Ehemann nur von zweitrangiger Bedeutung ist. Nach dem Eintreten Friebes und einem kurzen Wortwechsel zwischen ihm und Dr. Scholz findet das Gespräch des Ehepaares seine Fortsetzung:

„Frau Scholz, vor Staunen ausser sich. Aber sag mer nur, Fritz! sag mer nur... die Gedanken fliegen mer davon. Ihn weinend umhalsend. Ach Fritz! was hast du mir für Kummer gemacht in der langen Zeit!“

Dass Frau Scholz ihre beiden ersten Sätze abbricht, zeigt zum einen ihre Fassungs- und daraus folgende Sprachlosigkeit. Zugleich fällt auf, dass es sich lediglich um Schein-Fragen handelt, denn erstens sind sie nur dem Wortlaut nach Fragesätze, der Form nach aber Aufforderungssätze, und zweitens spricht Minna Scholz nicht aus, was Dr. Scholz ihr sagen soll. Der durch den oberflächlichen Anschein erweckte Eindruck des Interesses der Frau Scholz an ihrem Mann erweist sich bei näherer Beobachtung als zweifelhaft oder sogar unwahrscheinlich. Hinzu kommt, dass sie die beiden folgenden Sätze, in denen sie ihre eigene Situation thematisiert, im Gegensatz zu den zwei vorangegangenen beendet. Eine Bestätigung und mögliche Erklärung dieses Sachverhalts liefert Frau Scholz“ Aussage „die Gedanken fliegen mer davon“. Offensichtlich fühlt sie sich verwirrt, kann oder will sich auf ein Nachdenken über die Heimkehr ihres Mannes und somit auch über ihren Mann selbst aber nicht einlassen, was jedoch die Voraussetzung dafür wäre, ihm Fragen zu stellen. Zusammen mit der Tatsache, dass Frau Scholz viermal „mer“ bzw. „mir“ sagt, sich selbst also in dieser Replik ausschließlich in Form des Dativ-Objekts, niemals aber als Subjekt thematisiert, zeigt das ihre Passivität. Ihr letzter Satz „Ach Fritz! was hast du mir für Kummer gemacht in der langen Zeit“ verdeutlicht das noch einmal. Ihren Mann fasst sie offensichtlich als aktiven Menschen auf, sich selbst aber als passiv und als (aufgrund der Passivität) unschuldiges Opfer, Opfer auch der Aktivitäten ihres Gatten. Zugleich steht der Satz in direktem Widerspruch zu ihrer späteren Aussage „„s war immer so hibsch in den letzten Jahren“.

Die Ich-Bezogenheit der Frau Scholz findet gemeinsam mit ihrer Vorwurfshaltung ihren nonverbalen Ausdruck in der weinenden Umarmung, mit der Minna Dr. Scholz mit sich und ihrem Leid konfrontiert und ihn bedrängt. Dieser körperliche Annäherungsversuch wirkt umso unglaubwürdiger, unehrlicher und egoistischer, als Frau Scholz tatsächlich kein tieferes Interesse an ihrem Mann beweist und auf verbaler Ebene unfähig ist oder sich weigert, durch Einfühlung eine emotionale oder geistige Nähe zu erreichen. Entsprechend reagiert Dr. Scholz:

„Dr. Scholz, seine Frau sanft zurückdrängend Ach, du ... mein Leben ist auch ... wir wollen uns doch lieber nicht von Anfang an mit Vorwürfen ... du bist doch immer die alte wehleidige Seele. Mit gelinder Bitterkeit. Übrigens würde ich dich sicher nicht belästigt haben, wenn nicht ... [...] Es gibt Lebenslagen, liebe Minna ... wenn man, wie ich, einflußreiche Gegner hat.“

Offensichtlich weist der Arzt hier erst einmal den körperlichen Annäherungsversuch zurück und versucht, einen gewissen Abstand zwischen sich und seiner Frau zu erreichen. Zugleich kann jedoch sein erstes Wort „Ach“ und die auffallende Unvollständigkeit seiner Sätze als Zeichen dafür gewertet werden, dass Dr. Scholz (sei es, um die Zurückweisungsgeste wiedergutzumachen, sei es, weil er sich gegen den Vorwurf seiner Frau verteidigen will) seine innere Distanziertheit aufgibt und seiner Gattin nun auf einer emotionaleren Ebene begegnet.

Sein darauf folgendes Satz-Bruchstück „mein Leben ist auch ...“ scheint inhaltlich auf Frau Scholz“ Vorwurf Bezug zu nehmen, in eine Erklärung, eine Rechtfertigung seines früheren Verhaltens einzuleiten. Dabei kann sich das „auch“ in zweifacher Weise auf die vorangegangene Aussage seiner Frau beziehen: Zum einen erweckt es zunächst den Eindruck einer gewissen Vergleichbarkeit der jeweiligen Situationen der Ehegatten und lässt so den Anschein einer Annäherung entstehen. Zugleich beinhaltet es aber auch den Bezug auf durch den jeweils anderen Partner verursachtes Leid, also einen Gegenvorwurf. Mit dem Abbruch dieses und dem Inhalt des nächsten Satzes bestätigt der Arzt die Gefahr einer Entwicklung des Gesprächs zu einem Austausch von Vorwürfen, bemüht sich aber auch gleichzeitig, diese abzuwenden, indem er sie seiner Frau durch die Thematisierung bewusst zu machen versucht. Doch auch darin ist wiederum ein Vorwurf implizit enthalten, und in diesem Tenor fährt Dr. Scholz auch fort, indem er seiner Gattin deren Wehleidigkeit und mangelnde Weiterentwicklung vorhält und so alle vorangegangenen Ansätze zur Ermöglichung einer vorwurfsfreien Begegnung zunichte macht.

Die Tatsache, dass die Aussage des Arztes „du bist doch immer die alte wehleidige Seele“ den einzigen vollständigen Satz der gesamten Replik darstellt, weist darauf hin, dass ihm die Artikulation von Vorwürfen im Gegensatz zu anderen Inhalten keine Schwierigkeiten bereitet. Zusammen mit der Verwendung der Vokabeln „immer“ und „alte“ kann das als Zeichen dafür gewertet werden, dass der Austausch von Vorwürfen die schon früher praktizierte und so leicht nicht zu ändernde Form der Kommunikation des Ehepaares ist.

Der folgende „mit gelinder Bitterkeit“ ausgesprochene Satz: „Übrigens würde ich dich sicher nicht belästigt haben, wenn nicht ...“ verweist auf die tatsächliche Beschaffenheit der Ehe und korrigiert so den von Minna Scholz zur Schau getragenen Anschein eines liebevollen Verhältnisses. Auf nonverbaler Ebene tritt auch hier wieder die Rolle Friebes hervor: Während das Ehepaar sich zum ersten Mal seit sechs Jahren wiedersieht und spricht und sich ihm die Chance auf einen Neubeginn eröffnet, nimmt der Knecht dem Arzt das Gepäck ab, bewegt sich also in direkter Nähe. In der für die Scholzens potentiell entscheidenden und persönlichen Situation versinnbildlicht die unmittelbare Präsenz Friebes dessen Rolle und verdeutlicht zusammen mit der Wiederaufnahme früherer Formen der Auseinandersetzung der Scholzens, dass die Chance auf eine Änderung der Verhältnisse vertan, die Entscheidung längst gefallen ist.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs kennzeichnet Frau Scholz das Leben, das ihr Mann zuhause hätte führen können, und eben dieses Zuhause selbst mit den Adjektiven „sicher“, „warm“, „schön“, „ruhig“ und „zufrieden, doch sie wirft „fortwährend ängstliche Blicke nach der Haustür“, und als der Arzt in die obere Etage gehen will, entgegnet sie „Aber oben ist nicht geheizt, Fritz“ und enthüllt so ihre eigene Darstellung als beschönigend. Angesichts der Tatsache, dass das Stück am 24. Dezember spielt und die Fenster laut Szenenanweisung „befroren und zum Teil mit Schnee verweht“ sind, lässt diese Aussage auch den Schluss auf ein kühles Klima innerhalb der Familie zu. Auch die Antwort Dr. Scholz“ lässt sich auf diese zweifache Weise verstehen: „Nicht geheizt? Macht nichts! Friebe besorgt das schon.“ Friebe wird also nicht nur seiner Funktion als Hausknecht nachkommen, sondern auch (im Gegensatz zu Frau Scholz) für die nötige menschliche Wärme sorgen.

Aufgrund dieser und anderer Textstellen, an denen die Rolle Friebes hervortritt, kommt Hauke Stroszeck zu der Auffassung, dass früher ein homosexuelles Verhältnis zwischen Dr. Scholz und dem Knecht bestanden habe. In Anbetracht der Ergebnisse der bisherigen Analyse des Dramas in der vorliegenden Arbeit erscheint diese Ansicht als durchaus plausibel, ist Friebe doch der einzige, der dem Arzt (in mehrfacher Hinsicht) nahe steht und ihm Wärme gibt, was natürlich auch im Sinne von körperlicher Nähe und Wärme verstanden werden kann. Es existiert keine Textstelle, die die Möglichkeit einer homosexuellen Beziehung der beiden ausschließt, doch genauso wenig sind eindeutige Belege für einen solchen Sachverhalt vorhanden. Es lässt sich m. E. nicht festlegen, ob es sich hier um ein Verhältnis rein freundschaftlicher Natur handelt, oder ob auch eine sexuelle Komponente hinzutritt.

Im weiteren Verlauf des ersten Gespräches zwischen Minna und Fritz Scholz unterhalten sich die beiden über die Abwesenheit des Arztes „Es gibt Lebenslagen, liebe Minna ... wenn man, wie ich, einflußreiche Gegner hat.“, setzt Dr. Scholz zu einer Begründung seiner Heimkehr an und berichtet ferner, es habe sich „viel Gemeinheit“ gegen ihn verbunden, Kellner hätten ihn durch stetes Hin- und Herlaufen nachts absichtlich am Schlafen gehindert, und seine Kopfschmerzen seien „Auch so eine Infamie!“, von der er genau wisse, wem er sie zu verdanken habe.

Während der Arzt darlegt, er sei aufgrund des Verhaltens ihm nicht wohlgesonnener Menschen nach Hause zurückgekehrt, spricht seine Frau von der Unbegründetheit seines Weggangs von zuhause „Es hat dich doch niemand geheißen, Fritz! [...] Es war doch gar nicht nötig, daß du...“. An dieser Stelle vermittelt der Dialog den Eindruck eines völligen Aneinandervorbeiredens, zugleich fällt auf, dass Dr. Scholz mehrfach sich auf eine Gegnerschaft mit gewissen Personen bezieht, die er aber nicht namentlich benennt. Hauke Stroszeck diagnostiziert einen „habituellen Angstzustand“ des Arztes, der soziale Ursachen habe. Hauptmann gebe hier „die bewegende Studie eines zur Angst verurteilten Homosexuellen“. Barnstorff hält den Verfolgungswahnsinn dagegen für eine Folge des Alkoholkonsums des Dr. Scholz.

Wenngleich diesen beiden Auffassungen eine gewisse Plausibilität nicht abgesprochen werden kann, so muss dennoch gefragt werden, ob sie die einzigen möglichen Erklärungen darstellen. Wenn Dr. Scholz z. B. von einflussreichen Gegnern spricht, und seine Frau ihm antwortet: „Es hat dich doch niemand geheißen, Fritz!“, so setzen beide Äußerungen die Existenz einer Person voraus, die potenziell Macht über den Arzt ausüben kann. Trotz des scheinbaren Aneinandervorbeiredens der Ehepartner beziehen sich deren Repliken zumindest teilweise aufeinander, obwohl es den Anschein hat, die beiden würden von verschiedenen Dingen reden, kommt es weder zur Aufdeckung eines Missverständnisses noch zum Abbruch des Gespräches.

Daher stellt sich hier die Frage, ob die Ehegatten tatsächlich so verschiedene Dinge meinen. Denkbar ist m. E. die Möglichkeit, dass Dr. Scholz lediglich die innerfamiliäre Gegnerschaft, wie sie bereits für das Verhältnis zu seiner Frau festgestellt werden konnte, nach außen projiziert. Unterstützt würde diese Auffassung durch die Äußerungen des Arztes im Streit nach der Bescherung, als er u. a. zu seiner Gattin sagt: „Dir und deiner Meute weiche ich! - Du und deine Meute, ihr habt von jeher den Sieg behalten!“, denn in der Bezeichnung „Meute“ für die Familie klingen Vorgänge wie Jagd und Verfolgung an. Die Meute könnte die „Gemeinheit“ sein, die sich in Dr. Scholz“ Augen gegen ihn verbunden hat, sonst könnte er nicht unterstellen, das sei „ja bekannt“. Ferner ist festzuhalten, dass in der Wiedersehensszene auch eine Auseinandersetzung über das richtige Verständnis stattfindet:

„Frau Scholz: [...] Du hatt’st doch hier’n sichres warmes Zuhause. So schön hätt’st du leben können!

Dr. Scholz. Sei nicht böse, aber: das verstehst du nicht!

Frau Scholz. Na ja ich bin nur „ne einfache Person, das mag ja möglich sein, aber du warst ja wirklich auf niemand angewiesen [...]“

und:

„Frau Scholz. Aber sie [= die Kellner] werden dich doch am Ende nicht absichtlich gestört haben.

Dr. Scholz: Nicht? - Du, hör mal, das verstehst du nicht!

Frau Scholz. Na, es kann ja sein, die Kellner sind ja mitunter niederträchtig“.

Beide Male geht es um Dr. Scholz“ Beurteilung seiner Lebenssituation zuhause bzw. im Hotel. Mit seiner Aussage „das verstehst du nicht“ thematisiert der Arzt die Verständnislosigkeit seiner Frau und weist zugleich deren Zweifel an seiner Beurteilung zurück.

In ihrer Reaktion beruft Minna Scholz sich auf einen möglichen Mangel an intellektuellen Fähigkeiten ihrerseits, demonstriert auf diese Weise tatsächliche Verständnislosigkeit, die jedoch fehlende Einfühlung zur Ursache hat, und zeigt durch ihr „Na ja, [...] aber“ und „Na, es kann ja sein“ zugleich das Weiterbestehen ihrer Zweifel an. Bei Frau Scholz“ jeweiligen Antworten auf das „das verstehst du nicht“ ihres Mannes handelt es sich demnach um rein oberflächliche Zugeständnisse. Die Tatsache, dass Frau Scholz trotz ihrer Zweifel diese Zugeständnisse leistet und dass Dr. Scholz sich nicht bemüht, seiner Frau seine Sichtweise zu erklären, sie zu überzeugen und so den Mangel an Verständnis aufzuheben, sondern ohne weitere Bemerkungen hierzu im Gespräch fortfährt, ist in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung:

Zum einen zeigt sich im Verhalten der Ehegatten, dass es ihnen nicht um Verständnis im Sinne von Einfühlung und Empathie geht, sondern sie sich lieber fremd bleiben. Auf diese Weise findet sich bestätigt, was Frau Scholz kurz vor der Ankunft des Arztes zu Frau Buchner sagt: „Ja, ja, es sind Klüfte, - richtige tiefe Klüfte zwischen uns Familienmitgliedern.“

Zum anderen wird deutlich, dass Dr. Scholz seiner Ehegattin lediglich deshalb mangelndes Verständnis unterstellt, um ihr auf diesem Wege die Berechtigung ihrer Zweifel an seiner Sichtweise zu nehmen; ihm geht es also vor allem um die Sicherung seiner patriarchalischen Autorität. Doch das findet nicht die volle Akzeptanz der Frau Scholz, die nur dem oberflächlichen Anschein nach ihrem Mann nachgibt, tatsächlich aber auf ihrer Position beharrt. So kann in diesem Verhalten der Eheleute ein Machtkampf gesehen werden, der sich aus den Quellen Autoritätskonflikt und zwischenmenschliche Isolation im Sinne von Verbindungslosigkeit aufgrund mangelnden Verständnisses und fehlender Einfühlung speist. Die oben dargelegte Möglichkeit, dass Dr. Scholz mit seinem Verfolgungswahn die innerfamiliäre Situation nach außen projiziert, wird hier insofern bestätigt, als das Verhältnis des Arztes zu seinen imaginären „einflußreichen Gegnern“ und das zu seiner Frau die Elemente Antagonismus und Fremdheit gemein haben.

Es ist jedoch festzuhalten, dass Machtkämpfe und Mangel an gegenseitigem Verständnis die eheliche Beziehung der Scholzens nicht vollständig charakterisieren. So sagt Dr. Scholz, „sich wendend, mit echter Empfindung redend. Du bist a u c h weiß geworden.“ Die Tatsache, dass beide Partner gealtert sind, stellt eine Gemeinsamkeit der Eheleute Scholz dar, die den Arzt offensichtlich berührt und für einen Moment zwischenmenschliche Nähe erzeugt. Dieser Sachverhalt ist besonders insofern aufschlussreich, als der große Altersabstand der Ehegatten von Robert als ein Faktor genannt wird, der zum Misslingen der Ehe seiner Eltern beigetragen habe.

Wenn nun beide Partner „weiß geworden“ sind, kann das die Aufhebung zumindest eines Unterschieds bedeuten. Tatsächlich heißt es auch in der Beschreibung der Frau Scholz: „Sie ist eine über ihre Jahre hinaus gealterte Person mit dem beginnenden Gebrechen des Greisenalters“.

Dennoch stellt sich die Frage, ob die Anzeichen des körperlichen Entwicklungsstandes der Minna Scholz mit einer inneren, seelischen Gereiftheit kongruieren. Ein erster Hinweis hierzu findet sich in der Szene, als Dr. Scholz die Halle gerade verlassen hat und Frau Buchner in den oberen Stock gehen will, um Ida von der Heimkehr des Arztes zu verständigen:

„Frau Scholz. O Gott ja! nee nee, wo denkst du hin! Das dürf’n mer’n nich merken lassen! Da kenn“ ich meinen Mann zu gutt! Wenn d e r rauskriegt, daß noch jemand außer ihm oben wohnt ... da käm“ ich schön an!“

Ganz automatisch reagiert Frau Scholz mit der Absicht, die Wahrheit vor ihrem Mann verheimlichen zu wollen, was in zweierlei Hinsicht ein nicht gerade erwachsenes Verhalten darstellt, denn zum einen weigert sie sich offensichtlich, die Verantwortung für die Anwesenheit der Buchners zu tragen und für sich einzustehen, zum anderen verhindert sie auf diese Weise geradezu, ihrem Mann eine adäquate Partnerin zu sein, verringert durch das Vermeiden einer ehelichen Auseinandersetzung mit dem Arzt die Chancen auf eine bessere Ehe, d. h. sie verweigert sich nicht nur ihrer allgemein-menschlichen Verantwortung, sondern auch derjenigen als Ehefrau.

Zugleich stellt sie Frau Buchner gegenüber den Sachverhalt so dar, als sei es Dr. Scholz, der ein solches Verhalten notwendig mache. Frau Scholz sagt nicht, dass sie ihrem Mann etwas verheimlichen will, sondern impliziert mit ihrer Ausdrucksweise („das **dürf’n** mer’n nich merken lassen“) eine passive Unterordnung unter das Gebot einer höheren Autorität. Ähnliches vermittelt auch das zu Anfang dieser Replik geäußerte „o Gott ja!“. Es spiegelt wider, dass Dr. Scholz in den Augen seiner Frau eine gottähnliche Macht darstellt. Dass das als nicht untypisch für die Zeit gelten kann, mag das folgende Zitat von Weber-Kellermann vor Augen führen:

„Die häusliche Erziehungsgewalt des Vaters, überhöht fast in die Rolle des gottväterlich-absoluten Herrn mit rigoroser Gehorsamsforderung, dehnte sich auch auf die Mutter aus, die Hausfrau, die als Familienmutter nie zuvor eine so untergeordnete und unselbständige Stellung innerhalb der Familie innegehabt hat, wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“.

Das zu dem „ja“ dieses Ausrufs in Opposition stehende, direkt darauf folgende „nee nee“ verdeutlicht jedoch zugleich, dass Frau Scholz nur dem Schein nach, nicht aber tatsächlich diese Autorität anerkennt und sich ihr fügt. Ähnliches zeigt sich auch an späterer Stelle, als Minna Scholz sich gegenüber Robert über die Rückkehr des Vaters äußert:

„Frau Scholz, halb weinerlich trotzend. [...] Man war doch wenigstens sein eigner Herr. Nu wird’s wieder schön losgehen, das Gekujeniere. Nu wird man woll uf seine alten Tage noch wie e kleenes Kind parieren müssen.“

In der Formulierung „eigner Herr“ ist nicht nur der Verweis auf Selbst- und Fremdbestimmung, hierarchische Strukturen innerhalb der Gesellschaft, z. B. in Arbeitsbeziehungen, sondern auch auf Gott als Herrn enthalten. In der Opposition von „uf seine alten Tage“ zu „wie e kleenes Kind“ zeigt sich Minna Scholz“ Absicht, die Forderungen ihres Mannes als unangemessen zu kennzeichnen. Doch ihre „halb weinerlich trotzend[e]“ Sprechweise offenbart, wie sehr Frau Scholz der ihr zugewiesenen Rolle als „kleenes Kind“ entspricht, diese Zuweisung unterstützt oder sie sogar betreibt. Die Verwendung des „man“ hebt zugleich die Verweigerung jeder Eigenverantwortlichkeit hervor.

Am deutlichsten heben jedoch Roberts Äußerungen hervor, dass Minna Scholz keineswegs das unschuldige Opfer ist, das sie zu sein vorgibt:

„in Gegenwart wildfremder Menschen kamen sie [= das Ehepaar Scholz] sich derart in die Haare, daß die Fetzen flogen. Die Mutter riß das Tischtuch herunter, der Vater zerkeilte die Wasserflasche.“

Hier tritt zutage, dass Frau Scholz selbst bezüglich körperlicher Aggression ihrem Mann nicht nachgestanden hat. Robert erklärt:

„Kein Wunder allerdings. Ein Mann von vierzig heiratet ein Mädchen von sechzehn und schleppt sie in diesen weltvergessenen Winkel. Ein Mann, der als Arzt in türkischen Diensten gestanden und Japan bereist hat. Ein gebildeter, unternehmender Geist. Ein Mann, der noch eben die weittragendsten Projekte schmiedete, tut sich mit einer Frau zusammen, die noch vor wenigen Jahren fest überzeugt war, man könne Amerika als Stern am Himmel sehen. [...] Na, und darnach ist es denn auch geworden: ein stehender, fauler, gärender Sumpf [...]. Liebe - keine Spur. Gegenseitiges Verständnis, Achtung - nicht Rühran“.

Auffällig sind hier zunächst die geschilderten Gegensätzlichkeiten bzw. Ungleichheiten, die den Alters- und Bildungsunterschied der Eheleute betreffen. Ferner erfolgt eine Kontrastierung zwischen weit und eng bzw. Bewegung und Stillstand. Der Arzt wird als weitgereist und aktiv beschrieben und somit zum einen seiner Frau entgegengesetzt, die überzeugt war, man könne Amerika als Stern am Himmel sehen und demnach noch nicht einmal eine richtige Vorstellung von fremden Orten hatte, und zum anderen mit dem „stehenden, faulen, gärenden Sumpf“ kontrastiert, zu dem die Ehe der Scholzens geworden ist.

Die Gegensätzlichkeit der Partner wird von Robert als Ursache des Misslingens der Ehe dargestellt, während die Charakterisierung der Beziehung zwischen Minna und Fritz Scholz als „Sumpf“ mit den entsprechenden Adjektiven die Entwicklung veranschaulicht. Demnach gab es zu Beginn der Ehe keine Bewegung, keine Öffnung für anderes, also auch keine Öffnung dem jeweiligen Partner gegenüber, der einsetzende destruktive Prozess führte zu einer lediglich zerstörerischen Bewegung. Es kam nicht zu einer gegenseitigen Förderung und gemeinsamen Weiterentwicklung der Ehegatten, sondern zu einer Behinderung ihrer Selbstentfaltung.

Wenn aber so hervorgehoben wird, wie wenig Minna und das Eheleben mit ihr dem Wesen des Dr. Scholz entsprechen, so stellt sich die Frage, wieso der Arzt sie geheiratet und „in diesen weltvergessenen Winkel“ geschleppt hat. Eine mögliche Antwort findet sich in einem späteren Gespräch zwischen Robert und Frau Scholz:

Frau Scholz. Nein! - ich möchte wissen - was ich mir vorzuwerfen hätte - ich habe ein gutes Gewissen.

Robert. Das magst du behalten! [...] Abwehrend. Bitte, nicht mehr!

Frau Scholz. Die Geschichte mit dem Gelde meinst du wohl?

Robert. Ich meine gar keine Geschichte.

Frau Scholz. Meine Eltern haben’s sauer verdient - welche Frau wird sich das gefallen lassen? Dein Vater schmiß es geradezu zum Fenster hinaus.

Robert. Aber dein Onkel betrog dich drum.

Frau Scholz. Das konnte man nich wissen.

Robert. Und Vater war gut zum Wiederverdienen?!

Frau Scholz. Er hätte sich ebensogut verspekulieren können.

Robert lacht bitter.

Frau Scholz. Ich bin eben „ne einfache Seele - der Vater war eben zu vornehm für mich. - Seine Mutter hatte ooch so was Vornehmes. Aber mei Vater war früher blutarm - in mir steckt eben das Armutsblutt! Ich kann mich nich anders machen. [...] „

An dieser Stelle wird zwar nicht explizit ausgesagt, dass nur materielle Motive zur Eheschließung der Scholzens führten, doch wenn Minna Scholz davon spricht, ihr Mann hätte sich „ebensogut verspekulieren“ können, so weist das darauf hin, dass Dr. Scholz sich immerhin eine Braut mit reicher Mitgift erhoffte. Die Tatsache, dass Frau Scholz sich direkt vor der zitierten Passage mit Robert darüber unterhält, ob und inwiefern sie ihrem Mann etwas (nämlich Verständnis) vorenthalten habe und so an ihm schuldig geworden sei, sie sich dann auf ihr „gutes Gewissen“ beruft, um anschließend zu insistieren, Robert wolle auf „die Geschichte mit dem Gelde“ anspielen, zeigt zum einen, dass Geld auch im weiteren Verlauf der Ehe eine wichtige Rolle gespielt haben muss. Zum anderen legt Minna Scholz durch ihre Hartnäckigkeit sowie durch die Art ihrer assoziativen Verkettung unabsichtlich offen, dass ihr Gewissen doch nicht so rein ist, wie sie behauptet. Der Verlauf des Gesprächs ermöglicht eine Rekonstruktion der Ursache dieses schlechten Gewissens: Wenn Frau Scholz davon spricht, sie habe es sich nicht gefallen lassen, dass ihr Mann das von ihren Eltern sauer verdiente Geld verschwendete, so lässt das den Schluss zu, dass die junge Braut zumindest einst ein gewisses Vermögen besaß, über das - wie zu der Zeit üblich und auch gesetzlich festgelegt - nach der Eheschließung der Mann verfügte. Doch wenn Dr. Scholz dieses Geld „geradezu zum Fenster hinaus [schmiss]“, dann kann der Onkel Minna nicht darum betrogen haben.

Hauke Stroszeck löst den Widerspruch dahingehend auf, dass es sich bei dem Satz Roberts „Aber dein Onkel betrog dich drum“ „nur um eine hochironische Anspielung auf eine frühere Ausrede handeln“ könne. Demnach hat Frau Scholz nach kurzer Ehedauer den Betrug des Onkels erfunden, um ihrem Mann die Nutzung und Verwaltung ihres Vermögens vorzuenthalten und ihn „zum Wiederverdienen“ zu bewegen. Stroszeck ist der Auffassung, dass Frau Scholz“ Kommentar „Er hätte sich ebensogut verspekulieren können“ als Hinweis auf Geldgeschäfte des Dr. Scholz, die ihn von einer Erwerbstätigkeit als Mediziner freistellten und an denen seine Gattin partizipierte, gewertet werden kann.

Plausibler erscheint es m. E. dagegen, dass Minna Scholz auf die Möglichkeit verweisen will, dass sich ihr Mann in seinen Hoffnungen auf eine reiche Mitgift seiner Frau verspekuliert haben könnte, dass also von vornherein gar kein oder nur ein geringes Vermögen hätte vorhanden gewesen sein können. Demnach stellt Frau Scholz“ Äußerung einen Versuch dar, sich herauszureden und die Verantwortung für ihr gleichermaßen menschlich wie juristisch nicht korrektes und betrügerisches Verhalten von sich zu weisen, was auch das darauf folgende bittere Lachen Roberts verständlich macht.

In zweierlei Hinsicht demaskiert das Gespräch zwischen Mutter und Sohn Minna Scholz“ Verhalten als Ehefrau: Indem Frau Scholz sich zugute hält, sie habe ihrem Mann „sein schönes Essen gekocht“, er habe stets „seine warmen Strümpfe gehabt“ und auf Roberts Kritik an ihrem Mangel an Verständnis für ihren Gatten sich mit einem angeblichen Mangel an Intelligenz („Ich kann mich nich klüger machen, wie ich bin“ zu verteidigen versucht, zerstört sie zum einen (wie auch vorher schon) die Illusion, die Ehe der Scholzens sei aus Liebe geschlossen worden.

Zum anderen zeigt „die Geschichte mit dem Gelde“, dass beide Partner auch nicht der sozusagen noch übrig bleibenden Form der Ehe als Geschäft gerecht wurden. Bestimmend für die Ehegatten waren weder Verständnis und Liebe noch die Fairness, Ehrlichkeit, Achtung und der Respekt von Geschäftspartnern, sondern Egoismus und Profitgier, ein humanes Miteinander der Scholzens war somit ausgeschlossen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die ursprüngliche Gegensätzlichkeit der Ehegatten Scholz in deren weiterem Zusammenleben nicht durch Einfühlung, Verständnis und Altruismus überbrückt worden ist, sondern sich zu einem Machtkampf verschärft hat. Gemeinsam ist den Partnern teilweise ihr Verhalten in der Auseinandersetzung mit dem jeweils anderen: Beide sind aneinander nicht wirklich interessiert, beide lehnen sich gegenseitig zum großen Teil ab, hegen Aggressionen gegeneinander, die sich, bedingt durch Egoismus, Fremdheit und einem Mangel an Verständnis, vornehmlich in Vorwürfen äußern. Andererseits existiert aber auch eine gewisse Zuneigung zwischen Minna und Fritz Scholz, die jedoch sehr selten zutage tritt.

Beide Ehepartner leiden unter der bestehenden Situation, was sich bei Dr. Scholz in dessen Verfolgungswahn, bei seiner Frau in einer Selbstdarstellung als Opfer äußert. Das Gefühl des Opfer-Seins ist dabei letztes Glied in einer Kette von Determiniertheiten und auch Fremdbestimmungen. Die aus primär finanziellen Motiven geschlossene Ehe brachte zwei Partner zusammen, die beide „nicht aus ihrer Haut“ konnten, sich nicht auf den jeweils anderen einlassen, sich in ihn einfühlen konnten. Die Unvereinbarkeit der Scholzens schlägt auf die Individuen zurück, indem es ihnen Leid verursacht.

Dass Frau Scholz nicht genauso pathologisch darauf reagiert wie ihr Mann, kann daran liegen, dass sie für sich ohnehin bereits die Rolle des passiven, nicht selbstbestimmten Opfers gewählt hat, die mit der tatsächlichen Situation eher kongruiert, wenn auch nicht in der Weise, in der Frau Scholz es glauben machen möchte.

Dr. Scholz“ Verfolgungswahn kann dagegen eine Folge des krassen Gegensatzes zwischen der ausweglosen Situation in seiner Ehe und seinem bisherigen Leben, das eher den Eindruck von Freiheit und Selbstbestimmung erweckt, sein. Eine ursächliche Schuld für das Misslingen der Ehe kann jedoch weder bei Dr. Scholz (wie Scheuer meint) noch bei Minna (die nach Marschans Auffassung der innere Grund für die Verhältnisse ist) gesucht werden.

## Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern Scholz

## Die Beziehungen zwischen den Geschwistern Scholz

Die erste Interaktion zweier Geschwister findet im ersten Akt statt, als Robert auftritt und auf seine Mutter, seine Schwester und die beiden Buchners trifft. Nachdem zuerst alle außer Frau Buchner am Gespräch teilnehmen, entwickelt sich schließlich ein kleiner Streit zwischen den Geschwistern, der eskaliert, als Robert „mit geheucheltem Erstaunen“ zu Auguste sagt: „Verzeih, - ich glaubte ... aber du hältst ja nichts mehr auf äußere Reize.“

Die Schwester reagiert

„von Tränen halb erstickt. Ganz du! - ganz du! dein ganzes ... mein Alter ... geradezu perfid! - Frau Buchner! das soll nicht gemein sein? - Mir ... ich - die ich hier gesessen hab ... bei der Mutter hier - die schönste ... schönste Zeit meines ... Lebens verbracht, während ihr ... ich ... geradezu wie eine Dienstmagd ...“

Vergleicht man die Repliken der Geschwister, so fällt zum einen die unterschiedliche Sprechweise auf: Während Robert recht flüssig spricht, ist Augustes Replik geprägt von unterbrochenen bzw. abgebrochenen Sätzen, was als Zeichen dafür gelten kann, dass sie stark emotional bewegt ist, und wie sehr ihr Bruder sie mit seiner Bemerkung getroffen hat. Zwar findet sich auch in seiner Äußerung ein unvollendeter Satz, aber die Szenenanmerkung „mit geheucheltem Erstaunen“ lässt vermuten, dass es sich um ein kontrolliertes, beabsichtigtes Abbrechen handelt, dass Robert also lediglich eine Andeutung machen will. Diese Andeutung betrifft, wie in der nachfolgenden, mit „aber“ eingeleiteten Einschränkung hervortritt, „äußere Reize“, auf die Auguste angeblich nichts mehr halte. Angesichts der Tatsache, dass die Kleidung der Schwester laut Szenenanmerkung „hochmodern und geschmacklos“ist, und dass Auguste zu sehen war, als sie „verstohlen [...] scheele Blicke auf Idas Toilette“ warf, wird deutlich, dass der Bruder mit seiner Replik auf die Wahrheit, nämlich Augustes Eitelkeit anspielen will. Zudem deutet er durch den Zusatz, dass die Schwester „nichts **mehr** [Hervorhebung von mir] auf äußere Reize“ halte, eine zweite Wahrheit, Augustes Status der „alten Jungfer“ an.

Verbleibt die Äußerung Roberts auch im Indirekten, so führt sie dennoch im Verlauf des Dialoges zur Enthüllung der tatsächlichen Situation der Schwester. Auf diese Weise erweist Robert sich zum einen als jemand, der - wenngleich provozierend - auf die Wahrheit zu sprechen kommt, zum anderen ist aber unklar, weshalb und wieso gerade zu diesem Zeitpunkt er sich dazu veranlasst sieht. Als aufschlussreich erweist sich in diesem Zusammenhang eine später Bemerkung WilhelmFras gegenüber seiner Verlobten:

„Hast du Robert beobachtet, hast du gesehen? [...] Der, siehst du, der weiß, daß ich vor mir fliehen muß der kennt mich. Frage den nur, der wird dich aufklären! Damit droht er mir nämlich. [...] Geb nur acht, wie er mich immer anblickt! Ich soll Angst kriegen, ich soll mich fürchten. [...] Und nun siehst du wohl ein, [...] daß ich das nicht zulassen darf. [...] Es gibt nur eine Möglichkeit: ich muß offen sein gegen dich.“

Wilhelms Äußerung zufolge benutzt der Bruder die Wahrheit, um mit ihr zu drohen. Robert ist also keinesfalls der wahrheitsliebende Mensch, als der er sich darstellt, zumal sich in seinem Dialog mit Auguste kein Anhaltspunkt erkennen lässt, der ihn zu der Enthüllung der Wahrheit veranlasst haben könnte. Hatte die Schwester zuvor seine Aussage gegenüber Ida, er halte es nicht für der Mühe wert, „„n paar gleichgültige Gefühle zu heucheln“ als „empörend“ kritisiert, so ist jedoch denkbar, das Verhalten des Bruders als Gegenangriff auf Augustes Kritik hin zu verstehen. In diese Richtung weist auch Roberts Äußerung „Ja - soll ich mich denn nicht meiner Haut...?“. Insofern kann hierin eine Bestätigung der Aussage Wilhelms gesehen und Roberts scheinbare Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit als Missbrauch der Wahrheit als Mittel zu Macht über seine Geschwister beurteilt werden. Einem derart berechnenden Verhalten ist die Schwester nicht gewachsen, was sich nicht nur in ihrer Sprechweise, sondern auch darin, dass sie Frau Buchner um Beistand ersucht, ausdrückt.

In der zitierten Replik spricht Auguste vor allem von ihrem Leid, und indem sie den Grund dafür nicht nennt, erweckt sie - zumindest den Buchners gegenüber - den Anschein freiwilliger Aufopferung, der jedoch sogleich von Robert aufgedeckt wird. Warum die Schwester nicht gleich die ganze Wahrheit sagt, wird verständlich, wenn man berücksichtigt, das „sitzengeblieben“ zu sein zu der Zeit unter den Bedingungen des Partnerkonsenses auf das Moment individuellen Versagens und nicht auf andere, gesellschaftliche Umstände zurückgeführt wurde, wenngleich es sich faktisch oft anders verhielt, denn „der Begriff der Konsensehe [...] beinhaltet die Endogamierealität, ohne sie so benennen zu müssen“.

Da Frau Scholz ihrer Tochter die Mitgift vorenthalten hat und somit mindestens einen Teil der Schuld an Augustes unfreiwilligem Status des Ledig-Seins trägt, kann der Versuch der jungen Frau, sich als aufopferungsvoll darzustellen, auf ein geringes Selbstwertgefühl hinweisen. Tatsächlich finden sich hierfür noch weitere Hinweise: So bittet Auguste in ihrem Streit mit Robert nicht nur Frau Buchner, sondern auch ihre Mutter, also zwei Frauen, um Unterstützung. Ferner fällt in ihrer oben zitierten Replik das adversative „während ihr“ auf, das sich nur auf die männlichen Mitglieder der Familie Scholz beziehen kann. Damit wird die ungleiche Situation der Geschlechter in der Familie zum Ausdruck gebracht, die sich ferner nicht nur in Wilhelms Bemerkung „um Auguste hat er [= der Vater] sich gar nicht bekümmert“ und in der überwiegenden Abwesenheit der männlichen Familienmitglieder während der vergangenen Jahre wiederfindet, sondern sich auch in dem Drama als ganzem zeigt: Abgesehen von den zwei Szenen, in denen alle Scholzens und Buchners versammelt sind, sowie der bereits angesprochenen Szene mit Robert, Buchners und Minna Scholz tritt Auguste stets nur mit Frauen auf. Situation und Verhalten der jungen Frau sind also deutlich von der zeittypischen Geschlechtsrolle geprägt, was sich auch auf die Beziehung zu den Brüdern insofern auswirkt, als Auguste nicht über deren Möglichkeiten, das Haus zu verlassen und zu heiraten, und die Fähigkeiten, sich im Gespräch selbstbewusst durchzusetzen, verfügt.

Weitere Repliken Augustes im Gespräch mit Buchners, Minna und Robert Scholz sind aufschlussreich: Als Robert zu Frau Buchner sagt „Mein Vater ist für mich ein Doctor medicinae Fritz Scholz“, bemerkt seine Schwester „Ja, ja, red nur!“, als Frau Scholz die Besucherin warnt „Du wirst bei uns noch Dinge erleben ...“ reagiert Auguste mit der Äußerung: „Was das nun auch wieder heißen soll, Mutter. Wir sind, wie wir sind. Andre Leute, die wer weiß w i e tun, sind um nichts besser“, und auf Roberts Aussage, bei Scholzens habe es kein „Fremder je länger als einen halben Tag ausgehalten“ antwortet sie: „Als ob wir auf fremde Leute angewiesen wären. - Meinswegen! Wir sind uns selber genug ...“.

An diesen drei Reaktionen Augustes fällt auf, wie sehr sie den Wert ihrer Familie und die Qualität der innerfamiliären Beziehungen zu verteidigen bemüht ist. Insofern, als Robert häufig die Enthüllung negativer Aspekte des Scholzschen Familienlebens betreibt, seine Schwester hingegen eben diese schlechten Seiten zu banalisieren und herunterzuspielen bestrebt ist, erweisen sich die Geschwister als Gegenspieler, was die Darstellung ihrer Familie nach außen anbelangt. Was zunächst wie eine einfache Meinungsverschiedenheit wirkt, gewinnt jedoch an Bedeutung bei der Berücksichtigung der je geschlechtsspezifischen Situation von Bruder und Schwester. Als Robert beginnt, Szenen aus der Ehe seiner Eltern, also objektive Tatsachen zu schildern, verlässt Auguste mit den Worten „Du solltest dich verkriechen vor Scham, gemeiner Mensch!“ schnell die Bühne, weicht also vor der Konfrontation mit tatsächlich stattgefundenen Ereignissen aus. Während sie mit ihrer Äußerung an Robert das Ausplaudern der familiären Situation vor der Besucherin als schamlos kritisiert, verdeutlicht die Schwester durch ihren eigenen Abgang, wie sehr sie vor den Realitäten des Scholzschen Familienlebens zu fliehen versucht. Offensichtlich möchte sie nicht nur der Außenwelt, sondern auch sich selbst gegenüber die Illusion einer normal und gut funktionierenden Familie wahren.

Mehr Beobachtungen als bezüglich des Verhältnisses zwischen Robert und seiner Schwester sind hinsichtlich der Beziehung zwischen den beiden Brüdern möglich. Zunächst fällt auf, dass sich die beiden Söhne zuerst übereinander äußern, bevor sie im Dialog miteinander gezeigt werden. So kommt es zwischen Frau Buchner und Robert zu folgendem Wortwechsel:

„Frau Buchner. [...] seien Sie freundlich und gut zu Ihrem Bruder! Wenn Sie wüßten, wie gut er von Ihnen spricht, mit welcher Liebe und Achtung ...

Robert, unterbrechend. Ja, und der Zweck?

Frau Buchner. Wie?

Robert. Weshalb soll ich zu ihm freundlich und gut sein?“

Indem Roberts Äußerungen von Zweckrationalität geprägt sind und er sich auf die emotional getönten Begriffe Frau Buchners nur in Form des Zitats „freundlich und gut“ bezieht, wird deutlich, dass der ältere dem jüngeren Bruder wenig an positiven Gefühlen entgegenbringt, und das Verhältnis eher distanziert und kühl ist. Dabei erweist es sich als aufschlussreich, dass Robert die Besucherin gerade dann unterbricht, als sie von der „Liebe und Achtung“ Wilhelms spricht, hatte der ältere Bruder doch kurz zuvor die Ehe seiner Eltern als „Sumpf“ geschildert,

„dem wir [= die Kinder] zu entstammen das zweifelhafte Vergnügen haben. Haarsträubend! Liebe - keine Spur. Gegenseitiges Verständnis, Achtung - nicht Rühran und dies ist das Beet, auf dem wir Kinder gewachsen sind.“

„Liebe und Achtung“ werden ferner ein drittes Mal in dem Dialog zwischen Robert und Frau Buchner erwähnt, als er die Besucherin fragt:

„Glauben Sie, daß ich besondere Hochachtung vor meinem Vater empfinde - ? Nicht wahr, nein - !? Oder liebe ich ihn vielleicht? [...] Nun, sehen Sie, zu alledem habe ich auch nicht den mindesten Grund.“

Robert bestreitet also eine Existenz von Zuneigung und Respekt sowohl in der Ehe der Scholzens als auch in seiner Beziehung zum Vater. Dabei impliziert das Bild des elterlichen Verhältnisses als „Sumpf“ bzw. „Beet“ einen Determinationszusammenhang, demzufolge es auch den Kindern nicht möglich ist, „Liebe und Achtung“ zu empfinden. Nach Roberts Darstellung muss also entweder die entsprechende „Anlage“ oder ein rationaler „Grund“ vorhandenen sein, um die genannten Gefühle entwickeln zu können. Da er beides bei sich selbst als nicht gegeben ansieht, kann vermutet werden, dass er Frau Buchner deshalb an der Stelle, als sie von der „Liebe und Achtung“ Wilhelms spricht, unterbricht, weil er von den Gefühlen des Bruders nichts wissen will, nicht wahrhaben will, dass dieser Zuneigung und Respekt fühlen soll, während er die Möglichkeit solcher Empfindungen bei sich negiert. Die Negation erfolgt dabei auf zwei Ebenen, nämlich zum einen insofern, als Robert bestreitet, die genannten Gefühle zu empfinden, zum anderen durch seine Vorstellung, mit rationalen Kategorien seinem Gefühlsleben gerecht werden zu können. Die Folgen dieses Vorgehens werden im Verlauf des Dialoges mit Frau Buchner deutlich, wenn Robert sagt:

„Also, ich habe nichts gegen ihn [= Wilhelm], - notabene, wenn ich ihn nicht sehe. Seh“ ich ihn aber, dann geht alle meine Überlegung zum Teufel, dann bin ich etwas... na, wie soll ich sagen? dann... dann seh“ ich eben nur den Menschen, der m e i n e m Vater - nicht seinem, sondern meinem Vater - ins Gesicht geschlagen hat.“

In der Replik wird eine gewisse Gespaltenheit Roberts ersichtlich. Wenn er davon spricht, dass alle seine „Überlegung zum Teufel“ geht, und hinzufügt: „Und dann steh“ ich für gar nichts ein, durchaus für gar nichts“, tritt ein Moment der Unbeherrschtheit hervor, das alle vorangegangenen Beteuerungen der rationalen Distanziertheit infrage stellen muss, und zwar hinsichtlich beider Beziehungen, zum Vater und zum Bruder.

Zugleich wird deutlich, dass Wilhelms Verhalten gegenüber Dr. Scholz die Beziehung zwischen den Brüdern maßgeblich beeinflusst, sodass der ältere den jüngeren Sohn sogar anhand dessen Tat definiert, ihn reduziert auf ein Element seiner eigenen Beziehung zum Vater. Roberts vorangegangene Aussage „Nun, zwischen Vater und Wilhelm ist dieser selbe Haß [= wie zwischen dem Vater und Robert] ausgeartet. [...] Wenn ich nicht wie Wilhelm verfahren bin, so ist das vielleicht Zufall“, die zunächst nahe legen mag, er identifiziere sich stärker mit dem Bruder, erfährt auf diese Weise eine Einschränkung oder sogar Umkehrung. Die Brüder fühlen sich nicht, wie Brahm meint, „im Innern [...] nahe“ und als „Erben eines Geschickes“, sondern die Unterscheidung Roberts zwischen „meinem“ und „seinem“ Vater lässt vielmehr eine Rivalität zwischen den Geschwistern deutlich werden, die ein Empfinden von Gemeinschaftlichkeit ausschließt.

Die Dominanz der Beziehung Roberts zum Vater tritt auch in der Wortwahl des älteren Bruders hervor, als er Frau Buchner fragt, ob sie meine, dass er „besondere Hochachtung“ vor Dr. Scholz empfinde, wohingegen sonst nur von „Achtung“ die Rede ist. Angesichts seiner Beschreibung des Vaters, der ein „gebildeter, unternehmender Geist“ gewesen sei, und dem deutlichen Kontrast in dem sie zu Wilhelms Schilderung der Vergangenheit steht, wird klar, dass die Brüder keine gemeinsame Haltung zu ihren Eltern teilen: Während der jüngere Bruder - wie bereits gezeigt werden konnte - sich vornehmlich mit der Mutter identifiziert und sie idealisiert, bringt der ältere offensichtlich dem Vater die weitaus größere Achtung und Bewunderung entgegen. Insofern findet sich ein Aspekt der Scholzschen Ehe, nämlich das geringe gegenseitige Verständnis und der Mangel an Gefühlen der Gemeinschaftlichkeit in der Beziehung der Brüder wieder.

Doch nicht nur das jeweilige Verhältnis der Söhne zu Dr. Scholz spielt eine Rolle in ihrer Beziehung zueinander. Zu Beginn des vorliegenden Kapitels wurde bereits Wilhelms Äußerung zitiert, in der er Ida erklärt, Robert drohe ihm damit, seine Verlobte über ihn aufzuklären. Eine solche mögliche Einmischung des älteren Bruders in die Beziehung des verlobten Paares kann einerseits als Vergeltung der Ohrfeige, andererseits aber auch als Versuch, Ida dem jüngeren Bruder abspenstig zu machen, aufgefasst werden. Als aufschlussreich erweist sich in diesem Zusammenhang Roberts Verhalten, als er nach dem Gespräch mit Frau Buchner allein im Raum zurückbleibt. Da heißt es:

„Scheu wie ein Dieb umherblickend, beugt er sich [...], ergreift mit Hast die gelbseidene Geldbörse, führt sie den Augen näher und mit einer jähen, leidenschaftlichen Bewegung an die Lippen. Dieser Moment zeigt das Aufblitzen einer unheimlichen, krankhaften Leidenschaftlichkeit.“

Offensichtlich meint Robert mit seinem Kuss Ida, zumal die „gelbseidne“ Börse an das „lange gelbe Haar“ der jungen Frau erinnern muss. Zugleich zeigt die Tatsache, dass er „wie ein Dieb“ sich umblickt, nicht nur sein Bestreben, seine Gefühle für Ida verheimlichen zu wollen, sondern auch sein Bewusstsein, etwas Unrechtmäßiges zu tun. Indem Robert die Geldbörse, die ein Geschenk und somit ein Zeichen der Zuneigung der jungen Frau ist, küsst, missachtet er die Bindung zwischen Ida und Wilhelm. Unabhängig davon, ob der ältere Bruder mutmaßt oder weiß, für wen das Geschenk bestimmt ist, setzt er sich mit seiner Geste an die Stelle des jüngeren Bruders. Insofern, als Ida bzw. die Geldbörse hier nahezu als Besitzobjekte erscheinen, entsteht ein Verweis auf Roberts Aussage, er sehe seinen Bruder nur als den Menschen, „der m e i n e m Vater, nicht seinem, sondern meinem Vater - ins Gesicht geschlagen hat“, in der durch die Possessivpronomina Besitzverhältnisse hervorgehoben sind. In beiden Fällen mischt der ältere sich in die persönlichen Beziehungen des jüngeren Bruders ein. Insofern, als Wilhelm sowohl bei der Ohrfeige als auch bei der Liebe zu Ida zu seinen wirklichen Gefühlen gestanden hat bzw. steht, liegt die Vermutung nahe, dass Robert neidisch auf diese Fähigkeit seines Bruders ist, über die er - wie bereits gezeigt werden konnte - nicht verfügt. Auf diese Weise entsteht der Eindruck einer grundlegenden Rivalität der Brüder, die sich besonders in der Beziehung zu denjenigen Menschen zeigt, für die Wilhelm starke Gefühle empfand bzw. empfindet.

Dr. Scholz und Ida sind dann auch Themen des ersten Gesprächs der Söhne, das nach der Versöhnung und Wilhelms Ohnmacht stattfindet. Robert unterlässt es, seine Pfeife anzustecken, fragt nach Wilhelms Befinden und verwendet häufig das Pronomen „wir“. Dieses Verhalten, das Rücksichtnahme, Interesse am anderen und ein Gefühl von Gemeinschaftlichkeit signalisiert, scheint auf ein verändertes Verhältnis Roberts zu seinem Bruder schließen zu lassen. Der ältere Sohn kommt nach kurzer Zeit auf Dr. Scholz zu sprechen und sagt: „Ehrlich, mich hat’s geradezu aus dem Gleichgewicht gebracht. - Als ich ihn so sah - so um dich bemüht ... förmlich wie ein Schlag war mir da!“.

Offensichtlich hat nicht Wilhelms Unterwerfungsgeste, sondern das Verhalten des Vaters dem ohnmächtigen Sohn gegenüber den Wechsel im Benehmen Roberts bewirkt, ihn „aus dem Gleichgewicht“ seiner bisherigen Distanziertheit und Gleichgültigkeit gebracht. Hatte der ältere Bruder bislang „nicht den mindesten Grund“ gefunden, Dr. Scholz offen seine Zuneigung entgegenzubringen, so scheint das Geschehene ihm das nun zu ermöglichen. Darauf verweist auch seine Aussage „Mit dem Verstande [...] hatt“ ich das [= dass der Vater himmlisch gut sein kann] ja längst erfaßt. [...] Aber heut hab“ ich’s g e f ü h l t, und das ist [...] noch ganz was andres ...“. Deutlich zeigt sich hier, wie Robert sein bisher geleugnetes Gefühlsleben mit einbezieht. Wenn er über das Vorgefallene erklärt: „das war ja auch absolut nicht vorauszusehen“, so weist das darauf hin, dass er „mit dem Verstande“ doch nicht alles „erfaßt“ haben kann. Zusammen mit der Äußerung „mich hat’s geradezu aus dem Gleichgewicht gebracht“ und der Frage „Es ist doch jetzt in uns lebendig geworden, es war doch also in uns - warum ist es nicht schon früher hervorgebrochen?“ tritt hervor, für wie unberechenbar Robert Gefühle hält und wie sehr ihn diese Unberechenbarkeit verunsichert. Zugleich erinnern die Ausdrücke „lebendig geworden“ und „hervorgebrochen“ an die Beschreibung der Scholzschen Ehe als „Sumpf“ bzw. „Beet, auf dem wir Kinder gewachsen sind“. Hinzu kommt, dass Robert im Dialog mit Frau Buchner erklärt hatte: „Wir sind alle von Grund aus verpfuscht. Verpfuscht in der Anlage, vollends verpfuscht in der Erziehung. Da ist nichts mehr zu machen.“. War der ältere Bruder also zunächst - ganz im Sinne naturalistischer Auffassungen - von einer vollständigen Determination ausgegangen, so ist mit der Versöhnung zwischen Fritz und Wilhelm Scholz offenbar etwas passiert, das diese Vorstellung in Frage stellt. Insofern, als Robert im Dialog mit seinem Bruder auf diejenige Bildlichkeit zurückgreift, die er bereits im Gespräch mit Frau Buchner verwendete, und es die Besucherin war, die Wilhelm zur Unterwerfung unter den Vater drängte, entsteht ferner ein indirekter Verweis auf Frau Buchners Rolle.

Nachdem bereits der jüngere Sohn den Anweisungen des von ihr entworfenen Szenarios gefolgt ist, legt nun auch der ältere ein verändertes Verhalten an den Tag, ist „freundlich und gut“ zu seinem Bruder, wie Frau Buchner es forderte. Als Wilhelm sagt: „[...] Die beiden [= Buchners] haben eine Macht - auch Frau Buchner - aber doch Ida hauptsächlich. [...]“, antwortet Robert „gedankenvoll. Das haben sie! - sie haben eine Macht [...]“.

Die „Macht“ der Buchners, von der die Brüder sprechen, kann (angesichts der bisherigen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit) vor allem in der Macht der Familienideologie bestehen, die nun nicht mehr nur zwischen Vater und Sohn, sondern auch im Verhältnis der Brüder zueinander wirksam geworden ist. Dass beide Söhne diese „Macht“ gleichermaßen erlegen sind kommt dabei zum einen im Inhalt ihrer Äußerungen zum Ausdruck, vermittelt sich aber auch in Roberts annähernd wörtlicher Wiederholung der Aussage Wilhelms, also in der Gleichförmigkeit der Äußerungen der Brüder. Gegen Ende des Gesprächs kommt es zu dem folgenden Wortwechsel:

Robert. [...] Hör mal, du! ich kann nicht anders, ich muß dir sagen, deine ganze Handlungsweise - Vater gegenüber - und auch - überhaupt, ist hochachtenswert. [...] Na, du wirst mir doch nun auch die Liebe tun und - wenn ich dich ... jawohl, gekränkt habe ich dich ununterbrochen, seit du hier bist. Also - es tut mir leid! hörst du!

Wilhelm. Bruder! Sie schütteln sich mit Rührung die Hände.“

In seiner Replik spricht Robert erneut von „Liebe und Achtung“, jedoch mit dem Unterschied, dass er beide Gefühle hier im Gegensatz zu seinen früheren Äußerungen nicht negiert, sondern sie auf den Menschen bezieht, von dem er ursprünglich sagte „ich habe nichts gegen ihn, - notabene, wenn ich ihn nicht sehe“. Hatte Wilhelm zuvor im Dialog mit Ida zu Roberts drohendem Blick gesagt „ha ha ha - nein, lieber Bruder, so erbärmlich sind wir denn doch nicht“, also die Bezeichnung „lieber Bruder“ ironisch verwendet, so weist das „Bruder!“, mit dem Wilhelm Robert nun anredet und zugleich dessen Entschuldigung beantwortet, auf ein ganz anderes Verhältnis hin. Denn indem er nur das eine Wort sagt, betont er, dass der Bruder nun wirklich Bruder sei, und es wird so zum Ausdruck gebracht, dass die Beziehung zwischen ihnen jetzt familienideologischen Vorstellungen von einem brüderlichen Verhältnis entspricht.

Die erste Szene, in der eine Unterhaltung der Brüder stattfindet, steht also in deutlichem Kontrast zu den Meinungen übereinander, die die Söhne jeweils Dritten (Frau Buchner und Ida) gegenüber geäußert hatten. Insofern stellt sich die Frage nach Echtheit und Glaubwürdigkeit des scheinbar veränderten Verhältnisses zwischen den Brüdern. Was bereits für die Ehe der Scholzens festgestellt werden konnte, trifft im Großen und Ganzen auch auf die Beziehungen der Kinder untereinander zu: Sie fühlen sich einander wenig verbunden und handeln meist egoistisch. Besonders fällt Roberts Verhältnis zu seinen Geschwistern auf, da er sich Wilhelm gegenüber als missgünstig und gegenüber Auguste als wenig rücksichtsvoll und einfühlsam erweist, was sich allerdings nach der Versöhnung ändert. Auf die Beziehung zwischen Schwester und jüngstem Bruder soll nicht eingegangen werden, da sich im Verlauf des gesamten Dramas kaum Hinweise finden lassen, wie sich das Verhältnis der beiden zueinander gestaltet.

**Exkurs zur Kommunikation im „Friedensfest“**

Zählt man die Anzahl der Zeilen und der Repliken aller Personen des „Friedensfestes“ und errechnet die Replikenlänge sowie den prozentualen Anteil jeder Figur an der Gesamtzahl der Zeilen und der Repliken, so ergibt sich folgender Überblick (die Angaben sind ungefähre Werte, die Szenenanweisungen wurden nicht mitgerechnet):

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
|  | Anteil an Zeilen | Anteil an Repliken | Zeilenanzahl pro Replik |
| Dr. Scholz | 4,34 % | 5,61 % | 1,82 |
| Minna Scholz | 19,52 % | 18,33 % | 2,51 |
| Auguste | 4,60 % | 6,73 % | 1,61 |
| Robert | 20,48 % | 19,95 % | 2,42 |
| Wilhelm | 28,20 % | 24,94 % | 2,67 |
| Frau Buchner | 10,90 % | 9,98 % | 2,58 |
| Ida | 10,05 % | 12,19 % | 1,96 |
| Friebe | 1,90 % | 2,37 % | 1,89 |
| Durchschnitt | 12,50 % | 12,50 % | 2,36 |

Es zeigt sich, dass Auguste trotz der Vielzahl der Szenen, in denen sie anwesend ist, gemeinsam mit Dr. Scholz und Friebe (die jedoch nicht so häufig auftreten) und im Gegensatz zu ihren Brüdern und ihrer Mutter am seltensten und kürzesten spricht, was als weiterer Hinweis auf ihre Stellung in der Familie gewertet werden kann.

## Buchners und die Söhne Scholz

## Zum Verlauf der „Familienkatastrophe“

# Das Bild der Familie in Frank Wedekinds „Frühlings Erwachen“

## Familie Bergmann

## Familie Gabor

## Zu weiteren Familien und ihren Angehörigen

# Das Bild der Familie in Georg Kaisers „Von morgens bis mitternachts“

# Zum Bild der Familie: Schwerpunkte, Unterschiede und Gemeinsamkeiten